

# Sie glaubten, sie seien ein Teil Polens

Róża Król strahlt. Die Königin (Królowa) rief, und viele, viele kamen: Max mit Ehefrau aus New York, Liliana aus Israel, Mietek aus Schweden, Ania mit Ehemann aus Uruguay, Felix aus Australien, Michael aus Dänemark, Danuta und Kuba mit Kind aus Kanada. Frau Róża residiert in einem düsteren kleinen Büro im Stadtteil Niebuszewo als Vorsitzende des kleinen Jüdischen Kulturvereins von Stettin, deren alte, einsame Mitglieder sich bei koscheren Mittagessen oder einem Glas Tee treffen, die von alten Zeiten erzählen, die Öffentlichkeit scheuen und mit zunehmender Gleichgültigkeit verfolgen, wie ihre Gruppe von Jahr zu Jahr schrumpft. Jetzt aber steht sie auf der Bühne des „Tiger“-Klubs, der dem polnischen Boxweltmeister Dariusz Michalczewski gehört. Sie begrüßt die zweihundertfünfzig polnischen Juden aus aller Welt, um mit ihnen zu feiern, zu singen, zu tanzen und sich auszutauschen. Fast alle stammen sie aus Stettin, fast alle gehören sie zur sogenannten Achtundsechziger-Emigration.

Róża Król kennt viele. Mit einigen besuchte sie in den fünfziger Jahren die jüdische Peretz-Grundschule, andere lernte sie in den sechziger Jahren während des Studiums kennen. Mit diesen begeisterte sie sich für die Konzerte der „Thronfolger“ – der Band ihrer Kollegen aus dem Studentenklub des Jüdischen Kulturvereins. Er habe, erzählt der ehemalige Bandleader Max Klajman, eine schöne Jugend gehabt – bis 1967 die Existenz der Familie zusammenbrach, weil die kommunistische Parteispitze den Sechstagekrieg zwischen Israel und den arabischen Staaten nationalistisch ausnutzte. Israel wurde verteuert als Frontstaat des Imperialismus, das Judentum im eigenen Land als „fünfte Kolonne“. „Vaterländer haben wir zwei!“ hatte die Sängerin Slawa Przybylska trotzstolz zur Melodie des hebräischen Volkslieds „Hava Nagila“ gesungen. Es gebe nur ein Vaterland, hielt Parteichef Gomulka dagegen und ließ das Lied verbieten.

Der Vater von Helena R. verlor damals genauso von einem Tag auf den anderen seine Stelle wie der Schwiegervater von Max Klajman – seinem Vater war aus antisemitischen Gründen bereits 1957 gekündigt worden. Bis dahin gutsituiert auf verantwortlichen Posten in Staat und Wirtschaft, standen sie vor dem Nichts. Die Eltern von Helena mussten den neuen Mietern ihre Wohnung schon überlassen, bevor sie die Ausreisepapiere erhielten, und für die letzten drei Wochen in Polen ins Hotel zogen.

Fast doppelt so lang wie in Stettin leben die Emigrierten inzwischen in einer Umgebung, die durch andere Sprachen, andere Sitten, andere Traditionen geprägt ist. Doch je älter sie werden, umso stärker kehren die Gedanken zurück nach Stettin, in die Jahre ihrer Kindheit und Jugend. Vieles ist ihnen noch vertraut, manches nach fast vierzig Jahren auch fremd. Jetzt kommen sie nur als Gäste, damals – dachten sie – gehörten sie dazu. Immerhin hatten

**Den Sieg Israels im Sechstagekrieg nutzte Polen zum Schlag gegen einen imaginären inneren Feind. Juden wurden in die Emigration gezwungen. Jetzt kamen Vertriebene von 1968 zu Besuch nach Stettin.**

Von Helga Hirsch

chen enttäuscht vom Kommunismus abgewandt hatten oder Opfer der ersten antisemitischen Welle geworden waren.

Wer also nach 1957 blieb, war weitgehend assimiliert und hoffte trotz permanenter Enttäuschung, der Sozialismus werde das Ende von Nationalismus und Rassismus bringen. Für Mietek Lisak, Alicja Blass oder Liliana Hausknecht war Stettin keine Durchgangsstation auf dem Weg nach Israel oder in den Westen. Zwar lernten die Kinder in der Peretz-Grundschule noch Jiddisch und jüdische Geschichte, zwar vermittelten die Eltern den Stolz auf jüdische Schriftsteller und erwarteten, dass die Töchter einen jüdischen Ehepartner wählten. Doch in den Familien wurde Polnisch gesprochen, man war links und atheistisch, nur wenige pflegten noch die jüdischen Feiertage. „Wir glaubten“, sagt Liliana Hausknecht, „wir seien ein Teil Po-

selbst im ostdeutschen Görlitz und in Frankfurt an der Oder. „Zunächst gab es keine Probleme“, sagt Max Klajman. „Wir gewannen den Wettbewerb der jungen Talente“ und wurden zweimal als beste Band der Woiwodschaft Stettin ausgezeichnet.“ Doch nach dem Sechstagekrieg schallte es ihnen aus dem Publikum entgegen: „Juden nach Palästina!“ Bis dahin, berichtet das Bandmitglied Mietek Lisak, der es später in Göteborg als Physikprofessor bis zum Mitglied der Schwedischen Akademie der Wissenschaften brachte, habe er sich als hundertprozentiger Pole gefühlt und nicht an Ausreisegedacht. Sogar seine erste große Liebe war zerbrochen, weil er der jüdischen Freundin nicht nach Frankreich folgen mochte. Doch schon ein Jahr später, als er sich weigerte, auf einer Versammlung des Stettiner Polytechnikums die Politik Israels zu verurteilen, sah er sich selbst mit

Theaterstücks des polnischen Nationaldichters Adam Mickiewicz protestiert, in dem die Parteiführung antisowjetische Akzente ausgemacht haben wollte. Dass ausgerechnet sie zu einem Verhör bestellt wurde, schreibt sie ausschließlich ihrem Namen zu. Schon auf dem Gymnasium hatte sie erfahren, dass Juden unter besonderer Beobachtung standen und mit Zurückweisung rechnen mussten, selbst wenn sie die Besten waren. Daran müsse sie sich gewöhnen, hatte ihr die Mutter damals beschieden. Also hat Liliana ihr Lächeln bewahrt, als ihr, der Jahrgangsbesterin, das Jura-Diplom nicht mit den anderen in einer feierlichen Zeremonie auf der Bühne, sondern formlos im Sekretariat ausgehändigt wurde. Sie hat gelächelt, als Karikaturisten Juden wie gierige Kakerlaken über den ganzen Globus laufen ließen. Sie wollte auch nur die grotesklächerliche Seite der endlosen Bittgänge sehen, bei denen sie sich per Stempel bestätigen lassen musste, dass die Familie von der Lichtrechnung bis zum Preisgeld für die Studienauszeichnung der Tochter alle Verpflichtungen gegenüber dem Staat, der sie hinauswarf, beglichen hatte. Aggression gestattete sie sich nur einmal zu Hause. Da warf sie Teller gegen die Wand und war stolz, dass sie sich nicht so weit hatte hinreißen lassen wie ein Bekannter, der einen Fernseher aus dem Fenster schmiss.

Gefühlsausbrüche, meint Liliana, zeugen von mangelnder Reife. Doch als sie jetzt an der Stelle des alten jüdischen Friedhofs, auf dem ihr Vater 1957 beigezsetzt wurde, nur noch eine große Rasenfläche vorfindet, konnte sie die Tränen nicht zurückhalten. Wie sehr sie gedemütigt wurde, hat sie erst nach der Ausreise gespürt. Sie war, sagt sie, wie eine Blinde, die nicht gespürt hat, dass sie blind ist. Ihr Groll ist verschwunden, geblieben ist eine sehnsuchtsvolle Erinnerung. Am Abend wiegt sie sich mit allen anderen gelöst im Takt, als vier Herren im fortgeschrittenen Alter die Bühne des „Tiger“-Klubs erklimmen, Max Klajman mit der Gitarre den Rhythmus vorgibt und drei Sänger etwas verlegen vom Blatt ablesen, was sie als junge „Thronfolger“ im Gedächtnis gespeichert hatten: poetisch-nostalgische Texte über das erste Rendezvous und die Vergänglichkeit der Liebe. Sie waren jung, sie waren verliebt und voller Erwartungen an das Leben. Das ist, was ihre Erinnerung an die Stettiner Zeit auch ausmacht.

Als die Gruppe in einer Ausstellung des Stettiner Nationalmuseums über das Alltagsleben der Nachkriegszeit ein Foto entdeckt, das die Hochzeit eines jüdischen Paares im Jahre 1967 zeigt, fahren die Zeigefinger aufgeregt auf dem glänzenden Papier hin und her. Der eine erkennt die Schwester, der andere den Freund, ein Dritter sich selbst. Mag es auch das einzige Foto sein, das unter Tausenden von Exponaten an die zwanzigjährige Nachkriegsgeschichte der Juden in Stettin erinnert, so erfüllt sie diese Tatsache doch mit einer gewissen Genugung. Denn es beweist: „Wir waren da!“ Mehr wollen sie nicht. Ihre Vaterländer haben sie längst woanders gefunden.



Was wissen Indie-Rocker von den Freuden des freien Musikerberufs? Die Big Band „Thronfolger“, deren Fans sich in Stettin wiedersahen, machte mit absichtlichen Provokationen historischen Wirbel. Foto Michael Niedzielski

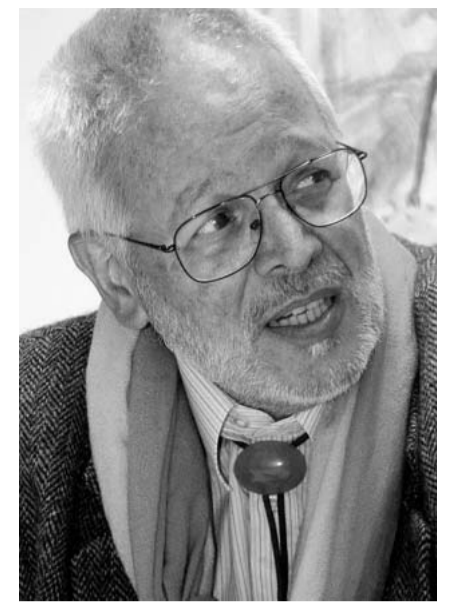
31 000 polnische Juden ein gutes Jahr nach Kriegsende 42 Prozent der Stettiner Bevölkerung gestellt. Sie waren aus der Sowjetunion gekommen, wohin sie 1939/40 teils geflüchtet, teils deportiert worden waren. Tausende hatte es zwar gleich weitergezogen, weil sie als Zionisten in Erez Israel ihre Heimat sahen oder nicht in einem Land leben wollten, das ihnen wie ein riesiger Friedhof erschien. Tausende waren auch später noch ausgereist, nachdem sie sich aufgrund der stalinistischen Verbre-

len.“ Und lange konnten sie es sich tatsächlich erlauben.

Obwohl, vom Techniker abgesehen, alle Mitglieder der Stettiner Big Band „Thronfolger“ aus jüdischen Familien stammten und die Band dem Jüdischen Kulturverein angegliedert war, sangen sie auf Polnisch und zogen polnisches Publikum an. Bei einem Wettbewerb 1965 im Stettiner Kasprovic-Park wurden sie von 20 000 Jugendlichen gefeiert, begeisterte Zuhörer fanden sich auch in Warschau, Lodz, Kozalin,

der Frage konfrontiert: Bleiben oder gehen? Er fiel auf durch abweichendes Verhalten, er war keiner mehr von „ihnen“. Obwohl es den Verlust der Staatsbürgerschaft bedeutete und ihm, dem Einzelkind, die Trennung von den Eltern schwerfiel, entschloss er sich zur Emigration. Als einer von fast 14 000 in ganz Polen.

Liliana Hausknecht entschied genauso. Mit Hunderten von Studenten hatte sie im März 1968 gegen das Verbot eines



Ulrich Müller Foto Tilman Ehrcke

## Der Ausleger als Dramaturg

Selbst das „Spiel vom Sterben des reichen Mannes“ erzeugt in Salzburg bisweilen Dissonanzen. Theater ohne ein Quantum Provokation bliebe farblos. Wenige Gelehrte bringen den Wandel der Kunstanschauungen und des Geschmacks anschaulicher zu Papier und zu Gehör als der Germanist Ulrich Müller. Sein stets im Zusammenwirken von Internationaler Salzburg Association, Mozarteum, Präsidium und Intendanz organisierter Symposium gehört seit 1989 zum Festspielommer. Heuer ist es dem (Musik-)Theater der Romantik gewidmet, gehört doch „Der Freischütz“ zu dem von Jürgen Flimm vorgegebenen Schwerpunkt „Schattenseiten der Vernunft“. Müller selbst trägt Betrachtungen über die Freikugeln in Sage, Oper, Musical und Inszenierungen bei.

Regelmäßig leitete Grundständiges über Stoffe Salzburger „Pflichtaufführungen“ aus seiner Feder die Zeitschrift „Spectakel“ ein, welche Festspielbesuchern Programmorientierung bietet, beispielsweise zur „Zauberflöte“ oder zum „Don Giovanni“, aber auch zu „Les Boréades“. Der sich da vernehmen lässt, ist ein Philologe von hoher Akkuratess, ein Exeget und Interpret von immenser Belesenheit, dabei zugleich ein von heiterer Leichtigkeit durchdrungener Musiker, ein „Dramaturg“ mit dem sicheren Gefühl für Wirkung und ein Stilist von Gradem. Ebenso gerne wie über Mozart verbreitet er sich über Wagner. Kein Wunder, dass Müller, dessen ureigenstes Fachinteresse den Stoffen des Mittelalters und deren Rezeption gilt, in Bayreuth gleichermaßen zugegen ist, wo ihn der Hausherr auf dem Grünen Hügel schätzt und seit Jahren heranzieht.

Wie Hegels Weltgeist, der sich weiltand vom Neckar aus entfaltet, hielt es den 1940 zu Göttingen Geborenen nicht daheim. Er studierte Germanistik, lateinische Philologie, Archäologie und Musikwissenschaft in Tübingen, wurde mit einer Arbeit über Oswald von Wolkenstein promoviert – der Gesellschaft, die den Namen des Tiroler Minnesängers trägt, steht Müller vor –, habilitierte sich in Stuttgart über politische Lyrik, vornehmlich Walthers von der Vogelweide, und übernahm 1976 den altermanistischen Lehrstuhl an der 1622 gegründeten, 1962 wiedererrichteten Paris-Lodron-Universität. Seitdem überschreitet er von Salzburg aus in produktiver Vielfalt Epochen und Grenzen seines Faches, das er als interkulturelles (zu etablieren) versteht.

Die Zahl seiner Publikationen geht in die Hunderte; dass das Nibelungenlied – wie andere mittelalterliche Genres – heute im Hildebrandton (von Eberhard Kummer gesungen) auf Video und CD konserviert ist, geht auf ihn zurück. Angesichts einer von Zeitgenossen neidisch beäugten Schaffenskraft, die den rastlosen Kommunikator an die Spitze angesehener wissenschaftlicher Unternehmungen und Gesellschaften rund um den Globus trug, fragt man sich, wann der Vater und Großvater eigentlich, ja ob der stets Hellwache überhaupt schläft. REINHARD OLT

## Gewebe belebt das Geschäft: Schon der Anschein einer Nähe zum Kommerz führt zur Spaltung der Organspende-Organisation

### UPDATE

Das „Gewebegesetz“, das auf Druck einer europäischen Richtlinie eingeführt wurde und an diesem Mittwoch in Kraft tritt, hat jetzt zu der endgültigen Aufspaltung von Organ- und Gewebespende geführt. Künftig wird, weil nach der neuen Gesetzeslage das Arzneimittelrecht für die Verteilung von Hornhäuten, Herzklappen, Haut- und Knochengewebe, Spender maßgeblich ist, eine Organi-

sation namens „Deutsche Gesellschaft für Gewebetransplantation mbH“ für das Gewebe zuständig sein. Damit ist die gemeinnützige Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) in Neu-Isenburg aus dem durchaus delikaten Spiel heraus. Denn während die DSO laut Transplantationsgesetz über ein bundesweites Netz von Ärzten und Koordinatoren verfügt und damit die unentgeltliche Verteilung aller freiwillig – altruistisch – gespendeten Nieren, Herzen, Lebern und Lungen organisiert, liegt der Zuteilung von Geweben und Gewebeteilen ein diffuses Geschäftsmodell zugrunde. Augenhornhäute, die die Mehrzahl solcher Leichenteile ausmachen, werden entnommen, in Gewebebanken aufbereitet – „veredelt“, wie es im Jar-

gon heißt –, zwischengelagert, also eingefroren, und vertrieben. Der Aufwand dafür will erstattet sein. Und deshalb kosten Gewebespenden gewöhnlich auch etwas. Gewebebanken und Kliniken lassen sich für ihre Dienste und „Produkte“ bezahlen. Dem Gesetzgeber schwebte mit der Abfassung des Gewebegesetzes zwar vor, dass auch mit solchen Gewebespenden künftig kein Profit gemacht werden, sondern allenfalls kostendeckend gearbeitet werden soll. Aber Kommerzialisierung an und für sich wurde nicht verboten. Zumal die nun erforderliche Herstellungserlaubnis für solche Gewebebanken ins Kontor schlägt. Allein die Einrichtung von Reinräumen, in denen das menschliche Gewebe bis zur Transplantation verarbeitet und

gelagert wird, kann sich auf Hunderte Millionen Euro belaufen. Diese Ausgaben wollen amortisiert und durch entsprechende Preisgestaltung ausgeglichen werden.

Dieses Geschäftsgebahren vor Augen, hat die DSO nun die Reißleine gezogen und sich aus Sorge um den guten Ruf der moralisch hochstehenden altruistischen Organspende von der seit 1997 in Hannover ansässigen Gewebe-Tochtergesellschaft getrennt. Ein, wie es heißt, „gemeinnütziges“ Konsortium aus vorerst drei Großkliniken in Hannover, Leipzig und Dresden hat sich für die Übernahme der Gewebeverteilung zusammengeschlossen. Einen gesetzlichen Auftrag dafür hat die Gesellschaft mit beschränkter Haftung allerdings nicht, und auch die Modalitäten

der Verteilung der gespendeten Hornhäute bleiben nach Aussagen des DSO-Vorstandes Thomas Beck fürs Erste ungerührt.

Ebenso ungewiss ist, welche Gewebebanken am Ende im Geschäft bleiben. Der potentielle Organspender soll von diesem institutionellen Überlebenskampf möglichst unberührt bleiben. Nicht zuletzt die Ärzte und Koordinatoren in den Kliniken sollen für ein ungetrübt Image der altruistischen Spende sorgen, wenn es zur Befragung der Angehörigen nach dem Hirntod kommt. Die Organspende hat hier klar Vorrang. Unerwähnt bleibt die Gewebespende dann zwar nicht, aber über die Geschäfte mit dem Gewebe spricht man nicht. JOACHIM MÜLLER-JUNG

